Karin Grossmann
Klaus E. Grossmann

Bindungen

Das Gefüge psychischer Sicherheit

Klett-Cotta

Klett-Cotta
www.klett-cotta.de
© 2004/2012 by J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
Schutzumschlag: Roland Sazinger, Stuttgart
Unter Verwendung eines Fotos von fotolia © Alexander Raths
Gesetzt aus der Berling von Kösel, Krugzell
Gedruck und gebunden von fgb – Freiburger Graphische Betriebe
ISBN 978-3-608-94720-5

Fünfte, vollständig überarbeitete Auflage, 2012

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Angaben sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

INHALT

Einleitung 19
Zu dieser Auflage 25

Teil I **Historische, biologische und bindungspsychologische Grundlagen** 29

Kapitel I.1 **Historische und evolutionsbiologische Wurzeln der Bindungsforschung** 31
I.1.1 Bindung und Bindungstheorie 31
I.1.2 Die kritische Rolle individueller Entwicklung in der Psychologie 33
I.1.3 Die Bindungstheorie zwischen Psychoanalyse und Entwicklungspsychologie 34
I.1.4 Bowlbys Lösung durch Ethologie und Kontrollsystemtheorie 35
I.1.5 Die Bedeutung von Verhaltenssystemen 38

Kapitel I.2 **Psychobiologie der Bindung und Trennung: Erkenntnisse aus der Erforschung sozial lebender Tiere** . . . 40
I.2.1 Physiologische Grundlagen 40
I.2.2 Prägung 41
I.2.3 Schutz durch Nähe 43
I.2.4 Trennung und Isolation 46

Kapitel I.3 **Psychische Sicherheit als Integration von Emotionen, motivierten Intentionen und sprachlichen Interpretationen** . . 52
I.3.1 Die Notwendigkeit kultureller Entwicklung 53
I.3.2 Die vertikale Integration des Gehirns 54
I.3.3 Bindungstheoretische Konsequenzen der physiologischen Integration 57

Kapitel I.4 **Der entwickelte Geist** 60
I.4.1 Die Organisation der Emotionen 61
I.4.2 Plastizität verinnerlichter Bindungserfahrungen 63

Kapitel I.5 **Grundzüge der Bindungstheorie** 67
I.5.1 Entstehungsgeschichte der empirischen Bindungsforschung 68
I.5.2 Die Postulate der Bindungstheorie 70
I.5.3 Das Konzept Bindung 71
I.5.4 Bindung und Bindungsverhalten 72
I.5.5 Phasen der Entwicklung einer Bindung 74
I.5.6 Die systemisch-biologische Sichtweise der Bindungstheorie: Organisation des Verhaltens, Denkens und Fühlens im Dienst der Arterhaltung 79
I.5.7 Internale Arbeitsmodelle 82

Kapitel I.6 **Längsschnittliche Bindungsforschung: Exemplarische Untersuchungen** 83
I.6.1 Die ethologisch beobachtenden Untersuchungen von Mary D. Ainsworth in Uganda und in Baltimore, USA . . . 84
I.6.2 Das Berkeley Social Development Project von Mary Main und ihrer Forschungsgruppe in der Bay Area, Berkeley, Kalifornien 87
I.6.3 Die Minnesota-Langzeituntersuchungen von Alan Sroufe und anderen in Minneapolis, Minnesota, USA 88
I.6.4 Das London Parent-Child Project von Howard and Miriam Steele und die Haifa Longitudinal Study von Avi Sagi-Schwartz und Ora Aviezer in Israel 90
I.6.5 Die Bielefelder und Regensburger Langzeituntersuchungen sowie kürzere Längsschnittstudien in Regensburg 91
I.6.5.1 *Das Vorkommen kritischer Lebensereignisse* 95

Teil II **Bindungsforschung im Säuglingsalter** 101

Kapitel II.1 **Der soziale Säugling** 103
II.1.1 Die Interaktionsbereitschaft des Säuglings und die dyadische Organisation seiner Kommunikationsfähigkeit 104
II.1.2 Die Entwicklung von Bindung und gemeinsamer Aufmerksamkeit aus der Intersubjektivität im ersten Jahr 107
II.1.3 Die Individualität des Neugeborenen und Einflüsse auf seine frühe soziale Interaktionsbereitschaft 114

Kapitel II.2 **Mütterliche Feinfühligkeit, Kooperationsbereitschaft und Annahme des Kindes: Die frühe externe Regulation des Säuglings** 117
II.2.1 Mütterliche Feinfühligkeit, Kooperationsbereitschaft und Akzeptanz im Umgang mit den kindlichen Bindungs- und Explorationsbedürfnissen 119
II.2.2 Unterschiede im Verhalten der Säuglinge im Zusammenhang mit Unterschieden im mütterlichen Verhalten 126
II.2.3 Sprachliche Kennzeichen mütterlicher Feinfühligkeit: Mütterlicher Sprechstil und die kommunikative Kompetenz des Säuglings im ersten Lebensjahr 129
II.2.4 Warum ist mütterliche Feinfühligkeit so bedeutsam für das Kind? 133
II.2.5 Kritische Punkte bei der Interpretation von Untersuchungen, die das Konzept der Feinfühligkeit verwenden 134

Kapitel II.3 **Bindungsqualitäten am Ende des ersten Lebensjahres: Die Mutter als sichere Zuflucht und als sichere Basis – ein Indikator für die Bindungsqualität zur Mutter** 136
II.3.1 Die Fremde Situation als standardisiertes Verfahren zur Klassifizierung von Bindungsverhaltensmustern 137
II.3.2 Sichere und unsichere, aber organisierte Bindungsqualitäten 140
II.3.3 Desorganisation und Desorientierung in den Bindungsstrategien. Ihre Erscheinungsformen, physiologischen Korrelate und ihre klinische Bedeutung 156

Kapitel II.4 **Entstehungsbedingungen und Implikationen von Bindungssicherheit im ersten Lebensjahr: Mütterliche Feinfühligkeit, Individualität des Kindes und frühe soziale Kompetenz** 164
II.4.1 Mütterliche Feinfühligkeit im ersten Jahr als Wegbereiterin späterer Bindungssicherheit 165
II.4.2 Bindung und die Individualität des Kindes 173
II.4.3 Bindungssicherheit und frühe soziale Kompetenz 176
II.4.3.1 Bindungssicherheit und frühe Qualität des Miteinanders im Spiel mit Mutter und Vater 178

Kapitel II.5 **Zusammenfassung** 183

Teil III **Bindung und Exploration im Kleinkindalter. Väter und andere Bindungspersonen als weitere Quellen der Sicherheit** 189

Kapitel III.1 **Neue körperliche und geistige Errungenschaften: Das beginnende Verständnis für Sprache, Zeit, Gefühle und die Absichten anderer** 193
III.1.1 Das neue Selbst 193
III.1.2 Das neue Werkzeug Sprache 195
III.1.3 Die Vorstellung von Zeit 196
III.1.4 Die Absichten anderer erkennen 197
III.1.5 Die Integration der neuen geistigen Fähigkeiten in die Bindungsentwicklung 198

Kapitel III.2 **Das Streben nach Tüchtigkeit („mastery drive“) und sichere Exploration beim Zweijährigen: Einflüsse aus frühen Beziehungserfahrungen** 200
III.2.1 Das Streben nach Tüchtigkeit oder die Motivation, etwas meistern zu wollen (mastery drive), im Kleinkindalter ... 200
III.2.2 Tüchtigkeitsstreben und individuelle Eigenarten 202
III.2.3 Das Tüchtigkeitsstreben und frühere Interaktionserfahrungen mit den Eltern 204
III.2.4 Sichere Exploration und Bindungssicherheit 205

Kapitel III.3 Mütterliche Kooperation mit dem Zweijährigen im Alltag und im Spiel als Investition in die soziale und geistige Entwicklung des Kindes 208
III.3.1 Mütterliche Kooperation im Alltag als Vorbild in Partnerschaftlichkeit für das Kleinkind: Das Einüben sozialer Umgangsformen 209
III.3.2 Gelingendes Zusammenspiel von Mutter und Kind: Ein „Motor" für geistige Leistungen des Kindes 212
III.3.3 Zwei Seiten mütterlicher Feinfühligkeit: Feinfühligkeit der Mutter gegenüber den Bindungssignalen ihres Kindes und mütterliche feinfühlig herausfordernde Unterstützung der Explorationswünsche ihres Kindes 214
III.3.4 Spielfeinfühligkeit: Eine Messskala für feinfühlig herausforderndes Interaktionsverhalten erwachsener Spielpartner im Zusammenspiel mit dem Zweijährigen 215
III.3.5 Mütterliche Feinfühligkeit auf Bindungssignale des Kindes und mütterliche Spielfeinfühligkeit: Zwei unterschiedliche längsschnittliche Vernetzungen in der Mutter-Kind-Beziehung 219
III.3.6 Neue Messungen der Bindungsqualität mit zwei und drei Jahren und ihre Probleme 221

Kapitel III.4 Väter als Bindungspersonen, Helfer beim Explorieren und Herausforderer 226
III.4.1 Der Vater als Bindungsperson 228
III.4.2 Die Spielbeziehung zum Vater: Der Vater als Helfer beim Explorieren und einflussreicher Herausforderer 233
III.4.2.1 Die Feinfühligkeit des Vaters im Spiel mit seinem Zweijährigen und ihr Umgang mit den gegenseitigen Anforderungen und Wünschen 235
III.4.2.2 Vorboten und Stabilität der Spielfeinfühligkeit und Einflüsse auf das Engagement des Vaters 237
III.4.3 Frühe väterliche feinfühlige Unterstützung der kindlichen Exploration und ihr Einfluss auf die weitere Entwicklung des Kindes 241
III.4.3.1 Bindung 242
III.4.3.2 Soziale Kompetenz, Freundschaft und Partnerschaft 244
III.4.3.3 Sicherheit der Exploration 247

Kapitel III.5 Das Kleinkind und seine Eltern, neue Beziehungen und psychische Sicherheit 251
III.5.1 Unterschiedliche Bindungsbeziehungen innerhalb der Familie 251
III.5.2 Der Aufbau neuer Beziehungen außerhalb der Familie . . . 256
III.5.2.1 Trennungsleid und sanfte Übergänge 257
III.5.3 Zusammenschau: Bindungssicherheit und Sicherheit beim Explorieren: Eine Erweiterung des Konzeptes „Bindungssicherheit" zum Konzept der psychischen Sicherheit 262

Teil IV Bindungsqualität im Vorschulalter und die Internalisierung von Beziehungserfahrungen 265

Kapitel IV.1 Das Vorschulalter: Die Erweiterung des geistigen und sozialen Horizontes 269

Kapitel IV.2 Unterschiedliche Entwicklungen im Umgang mit negativen Gefühlen und Herausforderungen 274
IV.2.1 Der adaptive, konstruktive Umgang mit negativen Gefühlen 274
IV.2.2 Mütterliche Unterstützung zu Hause und die Art des Umgangs dreijähriger Kinder mit Überforderung im Labor 277
IV.2.2.1 Beobachtungen von Mutter und Kind zu Hause 277
IV.2.2.2 Der Umgang der Kinder mit Überforderungen im Labor 279

Kapitel IV.3 Unterschiedliche Entwicklungen im Umgang mit sozialen Anforderungen 283
IV.3.1 Bindungseinflüsse auf Gefühle und Verhalten von Dreijährigen in einem Wettbewerbsspiel 283
IV.3.2 Das Verhalten viereinhalbjähriger Kinder im Kindergarten im Spiegel ihrer frühen Bindungsqualitäten zu den Eltern 287
IV.3.2.1 Konzentration und Güte des Spiels 288
IV.3.2.2 Umgang mit Konflikten 291
IV.3.2.3 Problematische Verhaltensweisen und Verhaltensauffälligkeiten 292

IV.3.2.4 *Unterstellungen feindseliger Absichten* 294
IV.3.2.5 *Gesamtkompetenz im Kindergarten und Elternbindung* 299
IV.3.2.6 *Persönlichkeitsmerkmale der Kindergartenkinder* 301

Kapitel IV.4 **Die Messung von Bindungsqualitäten im Vorschulalter** 305
IV.4.1 Die psychologische Qualität von Bindungssicherheit im Vorschulalter 305
IV.4.2 Methoden zur standardisierten Erfassung von Bindungsqualität bei Zwei- bis Fünfjährigen 307
IV.4.2.1 *Bindungsgeschichten als Spiegel des Internalen Modells von Bindung* 308
IV.4.2.2 *Bindungsverhaltensmuster von Vorschulkindern in standardisierten Trennungssituationen* 310
IV.4.2.3 *Ein Merkmalskatalog für Bindungssicherheit im Vorschulalter: Das Attachment-Q-Sort-Verfahren und Überlegungen zur Wahl eines Verfahrens* 312

Kapitel IV.5 **Zusammenfassung** 314

Teil V **Bindung zu Beginn des Schulalters** 317

Kapitel V.1 **Das Erkennen der eigenen Welt, oder: Der Kreislauf der Erkenntnis** 319

Kapitel V.2 **Erkenntnis und Sprache in Bindungsbeziehungen** 325
V.2.1 Der sprachliche Umgang mit Bindungsgefühlen außerhalb der Familie 326
V.2.2 Psychische Sicherheit und der Übergang zur Institution Schule 327

Kapitel V.3 **Anfänge zur Erfassung von Bindungsverhalten und Bindungsrepräsentation bei Sechsjährigen – die bahnbrechenden Untersuchungen aus Berkeley** 330

Kapitel V.4 **Bindung mit 6 Jahren: Beschreibung und längsschnittliche Vergleiche** 336
V.4.1 Bindungsverhaltensmuster von sechsjährigen Kindern 336
V.4.2 Längsschnittliche Vergleiche mit Bindungsverhaltensmustern und Desorganisation in der Fremden Situation im Alter von einem Jahr 339
V.4.3 Vergleiche mit dem Verhalten der Kinder im Kindergarten. 344
V.4.4 Vergleiche zum interaktiven Verhalten der Mütter in anderen Situationen und zu anderen Zeitpunkten 346
V.4.5 Schwierigkeiten bei der Bewertung von Bindungsverhaltensweisen bei Sechsjährigen 348

Kapitel V.5 **Bindungsrepräsentationen im Alter von 6 Jahren in symbolischen Darstellungen** 350
V.5.1 Familienzeichnungen der Kinder 350
V.5.2 Vom Umgang mit Bindungsgefühlen: Der Trennungsangst-Test als Weg zur Erfassung der Bindungsrepräsentation mit 6 Jahren 354
V.5.2.1 *Das Verhalten, die geäußerten Gefühle und die Lösungsvorschläge bindungssicherer und -unsicherer Kinder* 359
V.5.2.2 *Diskurs über Bindungsthemen und „Konstruktive Internale Kohärenz“* 367

Kapitel V.6 **Schlussfolgerungen: Bindungssicherheit zu Beginn des Schulalters** 373

Teil VI **Bindung in der mittleren Kindheit** 377

Kapitel VI.1 **Initiative, Wertsinn und Formwille: Eine historische Ableitung** 379
VI.1.1 Erik Eriksons Entwicklungsaufgabe für die mittlere Kindheit: Der „Wertsinn“ – lernen, wofür es sich lohnt, sich anzustrengen 381
VI.1.2 Karl und Charlotte Bühlers Vorstellung vom Formwillen des Kindes und Hans Thomaes Lebenslaufforschung 383

Kapitel VI.2 Elternbeziehungen und der Umgang mit Entwicklungsaufgaben 386
VI.2.1 Soziale Kompetenz, Umgang mit Freunden und Elternbindung 391
VI.2.1.1 Die Ergebnisse der Minnesota-Untersuchung über soziale Kompetenz 391
VI.2.1.2 Soziale Kompetenz und Familienbeziehungen in anderen Untersuchungen 394
VI.2.1.3 Soziale Kompetenz und Elternbeziehung in der Bielefelder Untersuchung 398
VI.2.2 Selbstbewertung und Elternbeziehung 401
VI.2.3 Interessenentwicklung und Elternbeziehung 405
VI.2.4 Unterschiede in der Struktur der Kind-Mutter- und der Kind-Vater-Beziehung 409

Kapitel VI.3 Psychische Sicherheit und Bindung in der mittleren Kindheit: Die aktuelle Eltern-Kind-Beziehung und ihre Vorboten in der Bindungsgeschichte des Kindes 411
VI.3.1 Das Elterninterview über die Unterstützung bzw. Zurückweisung des Kindes von Seiten der Eltern und ihr früheres Verhalten 413
VI.3.2 Bindungsinterviews mit Kindern in der mittleren Kindheit 415
VI.3.2.1 Die Eltern-Repräsentation der Zehnjährigen 418
VI.3.2.2 Die Bindungsrepräsentation der Zehnjährigen 421
VI.3.2.3 Die Konstruktive Internale Kohärenz der Zehnjährigen im Bindungs- und Adaptationsinterview 423
VI.3.3 Längsschnittliche Vorboten der Bindungsrepräsentation, der Elternrepräsentation und der Konstruktiven Internalen Kohärenz mit 10 Jahren: Vorboten in der Eltern-Kind-Beziehungsgeschichte und im früheren Verhalten des Kindes gegenüber anderen 424

Kapitel VI.4 Autonomie in Verbundenheit in der mittleren Kindheit 430

Kapitel VI.5 Zusammenschau: Entwicklungsaufgaben und psychische Sicherheit in der mittleren Kindheit und ihre frühen Wurzeln 433

Teil VII **Internale Arbeitsmodelle und mentale Repräsentation** 439

Kapitel VII.1 **Theoretische und historische Grundlagen des Konzepts des Internalen Arbeitsmodells** 441
VII.1.1 Internale Arbeitsmodelle und mentale Repräsentationen in der Entwicklungspsychologie, Psychoanalyse und Bindungstheorie 442
VII.1.2 Die Entwicklung Internaler Arbeitsmodelle 447
VII.1.3 Sprache und die Entwicklung Internaler Arbeitsmodelle . . 449
VII.1.4 Die Entwicklung kohärenter, sicherer und inkohärenter, unsicherer sprachlicher Repräsentationen 452
VII.1.5 Neue Internale Arbeitsmodelle: Entwicklung und Veränderungsprozesse 454
VII.1.6 Narrativa als Fenster zu den Internalen Arbeitsmodellen . . 459

Kapitel VII.2 **Methodische Ansätze zur Erfassung Internaler Arbeitsmodelle durch sprachliche Repräsentationen** 461
VII.2.1 Die vier Maximen für sprachliche Diskurse von Paul Grice 462
VII.2.2 Das Bindungsinterview für Erwachsene (Adult Attachment Interview – AAI) 465
VII.2.2.1 *Klassifikationen der Denkmuster oder Repräsentationen von Erwachsenen in Bezug auf Bindung* 467
VII.2.2.2 *Allgemeine Bemerkungen zum Bindungsinterview (AAI) und zum Internalen Arbeitsmodell von Bindungen bei Erwachsenen* 472
VII.2.3 Ein projektives Verfahren: Das Erwachsenen-Bindungs-Projektiv (Adult Attachment Projective – AAP) 474
VII.2.4 Die Bedeutung sprachlicher Repräsentationen Internaler Arbeitsmodelle für die Bindungsforschung 477

Kapitel VII.3 **Internale Bindungsmodelle und Eltern-Kind-Interaktionen: Berichtete Denkmuster im Vergleich mit beobachtetem interaktivem Verhalten** 479

Teil VIII **Das Jugendalter: Bindung, Verhalten in engen Beziehungen und innere Arbeitsmodelle von sich und anderen** 491

Kapitel VIII.1 **Entwicklung im Jugendalter: Autonomie in Verbundenheit und die gelingende psychische Anpassung** 493
VIII.1.1 Entwicklung 493
VIII.1.2 Entwicklungsaufgaben im Jugendalter 495
VIII.1.3 Autonomie in Verbundenheit 498
VIII.1.4 Psychische Anpassung 499
VIII.1.5 Die Fähigkeit zur Überwindung nachteiliger Lebensumstände (Resilienz) 500
VIII.1.6 Eigene Untersuchungen 504

Kapitel VIII.2 **Die verschiedenen Facetten geistiger Repräsentation von Bindung im Alter von 16 und 18 Jahren** 505
VIII.2.1 Die Bindungsrepräsentationen der Jugendlichen 507
VIII.2.2 Mimik und Gestik als beobachtbarer Ausdruck der inneren Repräsentation 512
VIII.2.3 Interaktionsverhalten der Jugendlichen gegenüber der Mutter, dem Vater und gegenüber einem Freund im Spiegel ihrer Bindungsrepräsentation 514
VIII.2.4 Die aktuelle Beziehung zu den Eltern, ihre Bedeutung als Sicherheitsbasis und das innere Modell von Bindung . . 519
VIII.2.5 Qualitäten von Bewältigungsstrategien bei Belastung und die Bindungsrepräsentation 522
VIII.2.6 Freundschaftskonzept und Bindungsrepräsentation 522
VIII.2.7 Der geistige Umgang mit sozialer Zurückweisung und Bindungssicherheit: Flexibilität der Gefühle und Bewertungen 527
VIII.2.8 Bewertung der eigenen Persönlichkeit und Identität im Vergleich zu sicheren und unsicheren Bindungsrepräsentationen 531
VIII.2.9 Problembewältigungsstrategien und Qualität der Bindungsrepräsentation 535
VIII.2.10 Zusammenfassende Beschreibung einer sicheren Repräsentation von Bindung in ihren unterschiedlichen Erscheinungsweisen im Jugendalter 536

Kapitel VIII.3 Kontinuität und Diskontinuität: Die deregulierende Wirkung traumatischer Ereignisse und die Wurzeln der Bindungsrepräsentation in der Kindheit 539
VIII.3.1 Die Bindungsrepräsentation der Jugendlichen im Vergleich zu der ihrer Eltern und der verunsichernde Einfluss von Elterntrennung und sonstigen kritischen Lebensereignissen 544
VIII.3.2 Bindungsmuster im Kleinkindalter und Bindungsrepräsentationen im Jugendalter: Gibt es direkte Wege? . . 548
VIII.3.3 Die Beziehungen zu Mutter und Vater in den ersten sechs Jahren und eine positive Anpassung im Jugendalter 553
VIII.3.4 Einflüsse der Erfahrungen mit den Eltern in der mittleren Kindheit und die destabilisierende Rolle von Risikofaktoren 556

Kapitel VIII.4 Resümee: Zusammenhänge von Fühlen, Bewerten und Handeln im Jugendalter 560

Teil IX Bindung und Partnerschaftserwartungen im Erwachsenenalter 569

Kapitel IX.1 Entwicklung der Erwartungen an enge Beziehungen 573
IX.1.1 Die Wurzeln der Fähigkeit, liebevolle Bindungen einzugehen: Biologische Anthropologie und Kulturanthropologie 574
IX.1.2 Wegbereitende soziale Erfahrungen mit Freunden und Gleichaltrigen: Ergebnisse aus der Minnesota-Untersuchung 576
IX.1.3 Gibt es direkte Wege von der Bindungsqualität als Einjähriges zur Bindungsrepräsentation im jungen Erwachsenenalter? 577
IX.1.4 Die Untersuchungen der jungen Erwachsenen, die schon seit ihrer Geburt bzw. seit dem 1. Lebensjahr begleitet wurden, in Bielefeld und Regensburg 579

Kapitel IX.2 Bindungsrepräsentation und Erwartungen an eine Partnerschaft (Partnerschaftsrepräsentation) im Erwachsenenalter 581
IX.2.1 Qualitäten der Bindungsrepräsentation 582
IX.2.2 Qualitäten der Partnerschaftsrepräsentation 585
IX.2.3 Zusammenhänge zwischen der Partnerschafts- und der Bindungsrepräsentation im jungen Erwachsenenalter 592

Kapitel IX.3 Entwicklungswege zu den Qualitäten der Bindungs- und Partnerschaftsrepräsentation im jungen Erwachsenenalter, einschließlich des Einflusses der Elterntrennung 595
IX.3.1 Entwicklungswege zu einer sicheren, vertrauensvollen Repräsentation enger Beziehungen oder zu ihrer Abwertung und Misstrauen gegenüber engen Beziehungen 601
IX.3.1.1 Das Netz der Zusammenhänge, welche die Sicherheit bzw. Distanziertheit der Partnerschafts- und Bindungsrepräsentation beeinflussen 602
IX.3.1.2 Die Hauptwege und das Zusammenwirken verschiedener Einflüsse auf die Sicherheit bzw. Distanziertheit der Repräsentation enger Beziehungen 606
IX.3.2 Vorbedingungen für die Entwicklung einer unklaren, unreflektierten bzw. verstrickten oder einer klaren, reflektierten, kohärenten Vorstellung von engen Beziehungen . . 612
IX.3.2.1 Das Netz der Zusammenhänge, welche die Unklarheit/Verstrickung bzw. Klarheit/Reflexion der Partnerschafts- und Bindungsrepräsentation beeinflussen 613
IX.3.2.2 Die Hauptwege und das Zusammenwirken verschiedener Einflüsse auf die Verstricktheit bzw. Klarheit der Repräsentation enger Beziehungen 616
IX.3.3 Unterstützende und ergänzende Ergebnisse aus der Regensburger Längsschnittuntersuchung 620
IX.3.3.1 Vorläufer der Bindungs- und Partnerschaftsrepräsentationen in früheren Strategien im Umgang mit emotionalen Belastungen in der Regensburger Gruppe 622
IX.3.3.2 Wegbereiter der Repräsentationen enger Beziehungen in der früheren Feinfühligkeit und Unterstützung der Mutter und des Vaters gegenüber ihrem Kind in der Regensburger Gruppe 624

IX.3.4 Gemeinsame Ergebnisse beider Längsschnittuntersuchungen und weitere Untersuchungen zu Bindungsmodellen junger Erwachsener 626

Kapitel IX.4 Modelle von Bindung bei Großeltern und ihre Beziehungen zu ihren Nachkommen 630

Kapitel IX.5 Weitere Langzeituntersuchungen über den Einfluss, den ein liebevoller Umgang mit dem kleinen Kind auf seine soziale und emotionale Entwicklung bis ins mittlere Erwachsenenalter hat 637

Kapitel IX.6 Zusammenfassung und Schlussfolgerungen 644

Teil X Epilog 651

Kapitel X.1 Bindung als Organisationsprinzip in der emotionalen und kognitiven Entwicklung 655

Kapitel X.2 Altersübergreifende „rote Fäden“ in unseren Forschungsergebnissen 661
X.2.1 Psychische Sicherheit 661
X.2.2 Welche Rolle spielt die Kind-Vater-Bindung? 663

Kapitel X.3 Die Vielfalt der Lebenswege zu psychischer Sicherheit oder Unsicherheit: Vier exemplarische Wege zur Sicherheit und vier exemplarische zur Unsicherheit im jungen Erwachsenenalter 665

Kapitel X.4 Das Gefüge psychischer Sicherheit 669

Literaturverzeichnis 673

Personenregister 725

Sachregister 738

EINLEITUNG

Das vorliegende Buch ist eine Lebensarbeit. Es ist das Ergebnis unserer dreißigjährigen Bindungsforschung, die wir in Zusammenarbeit mit vielen anderen durchgeführt haben. Bindungen gehören zu den Ursprüngen der Menschwerdung mit der verlängerten Kindheit des Menschen im Vergleich zu anderen Primaten. Erforderlich ist die individuelle Zuneigung besonderer Erwachsener, die das Kind beschützen, versorgen und in die Kultur einführen. Bindungen gehören zur Natur des Menschen.

Das Gefüge psychischer Sicherheit entsteht aus menschlicher Zuneigung. Psychische Sicherheit bereichert das Leben, während psychische Unsicherheit es einschränkt. Wir wünschen uns, dass dieses Buch dazu beiträgt, den Wert von Bindungen für Menschen aller Altersgruppen zu erkennen. Wir möchten dazu beitragen, dass besser verstanden wird, warum unsere Bindungen uns so sehr in unserem Fühlen, Denken, Planen und Tun beeinflussen. Das Buch beschreibt, was zu psychischer Sicherheit führt. Es ist damit auch ein Plädoyer gegen Nachlässigkeit im sozialen Miteinander und es wirbt für mehr Rücksicht und Behutsamkeit gegenüber anderen, besonders gegenüber Kindern.

Unser Engagement für Bindung begann in den 1960er Jahren. Wir waren nach vier Jahren in den USA, in denen Klaus seinen Dr. phil. (Ph.D.) in experimenteller und vergleichender Psychologie erwarb, Karin Mathematik und Englisch bis zum Bachelor-Abschluss studierte und unser erstes Kind Carol May geboren wurde, nach Deutschland zurückgekehrt. Weil es in der damaligen akademischen Psychologie zwar viele unverbundene theoretische Ansätze gab, aber kein übergreifendes Konzept existierte, das im Einklang mit der Stammesgeschichte des Menschen, seinen psychologischen Besonderheiten und seiner individuellen Entwicklung stand, suchte Klaus einen Wirkungsort, an dem er

sein Interesse an solchen Fragen weiterverfolgen konnte. Durch die Berücksichtigung von Kultur (Cole, 1996), Anthropologie und sozialer Entwicklung (Hrdy, 2000) gewann die Psychologie für Klaus wieder an Lebensnähe.

Eine Ausnahme und ein Lichtblick in den USA bereits in den 1950er Jahren war das langzeitliche Forschungsprogramm des vergleichenden Psychologen Harry Harlow und seiner Mitarbeiter, darunter seine Frau Margaret K. Harlow. Sie hielten die Beobachtungen von René A. Spitz über die pathologischen Folgen der Mutterentbehrung bei Säuglingen für wichtig genug, um sie experimentell und modellhaft an Rhesusaffen zu untersuchen – mit allen Problemen, die solche Tier-Mensch-Vergleiche mit sich bringen (Harlow & Harlow, 1971; Blum, 2010).

Auf der Suche nach einer Möglichkeit, in Deutschland eine umfassendere Psychologie wissenschaftlich zu verfolgen, bekamen wir Hilfe von dem damaligen Wissenschaftsredakteur der Wochenzeitung *Die Zeit*, Thomas von Randow. Er war Mitglied der Fulbright-Kommission gewesen, der wir unser Studium in den USA verdankten. Er hatte gemeinsam mit dem Literaturredakteur Dieter E. Zimmer einen Hochschulführer verfasst und machte uns auf den Zoologen und Verhaltensbiologen Bernhard Hassenstein in Freiburg aufmerksam. Hassenstein war als ausgezeichneter Ethologe und Kybernetiker ein wahrhaft interdisziplinär orientierter Wissenschaftler und darüber hinaus sehr an der Entwicklung von Kindern interessiert. Er ermöglichte dem Nicht-Zoologen Klaus eine Assistenzstelle am Zoologischen Institut der Universität Freiburg und warb für Karin Forschungsmittel für eine umfangreiche Literaturrecherche ein. In dieser Zeit wurde unser zweites Kind Gerald Bert geboren. Klaus erforschte zunächst experimentell den Farbensinn und das individuelle Lernvermögen von Honigbienen und konnte sich damit in Verhaltensbiologie *und* Psychologie gemeinsam bei Bernhard Hassenstein und Robert Heiss habilitieren. Karin exzerpierte Literatur zur Sozialisation von Tier und Mensch für Hassensteins erfolgreiche „Verhaltensbiologie des Kindes" (1973), die 2006 in der 6., überarbeiteten Auflage erschien. Er überzeugte uns von der Stärke offener Neugier als Grundlage für wissenschaftliches Forschen.

Die Arbeit in Freiburg war die Basis für unsere Bindungsforschung. Wir setzten uns mit den theoretischen Vorstellungen von Konrad Lorenz auseinander, gingen mit ihm Graugänse beobachten und machten uns in der Ethologie kundig (Grossmann, K. E., 1968; Grossmann, K. & Grossmann, K. E., 1969). B. Hassenstein bestärkte uns im offenen Explorieren, das er mit Forschen gleichsetzte, wie es auch Konrad Lorenz tat (Lorenz, 1967). Wir lasen die ersten Schriften von John Bowlby, der sich als Psychiater, Psychoanalytiker und un-

abhängiger Geist weder der herrschenden verengten akademischen Psychologie noch der Doktrin der Psychoanalyse verpflichtet fühlte – wohl aber ihren Fragen – und der das Wissen der damaligen Ethologie und der Systemforschung in seine Theorie einbezog.

Wir waren fasziniert von der Möglichkeit, Beobachtungen auf der Basis der Verhaltensforschung an Kindern und ihren Eltern sowie anderen vertrauten Personen durchzuführen und sie mit der traditionellen Entwicklungspsychologie zu verbinden. Für uns war die verhaltensbiologisch orientierte Bindungstheorie deswegen so anziehend, weil sie gesunde, gelingende, aufeinander abgestimmte Interaktionen innerhalb einer Familie als „normal" ansah. Im Gefüge psychischer Sicherheit spielen Freude, Zärtlichkeit, behutsamer, entgegenkommender und rücksichtsvoller Umgang miteinander – kurz Liebe – eine zentrale Rolle. Wir wollten die Bedingungen in Familien erforschen, die eine seelisch gesunde, psychisch sichere Entwicklung ermöglichen. Sie lassen sich mit Störungen und Mängeln vergleichen, die zu abweichenden oder gar pathologischen Entwicklungen führen können (Bowlby, 1979 d/2001).

Die in den USA forschende Psychologin Mary Ainsworth mit ihrer äußerst detaillierten, sorgfältig beobachtenden Forschung war unser leitendes Vor- und Leitbild. Aufgrund der dort gesammelten Erkenntnisse darüber, wie unterschiedliche mütterliche Stile im Umgang mit Säuglingen deren Bindungsentwicklung beeinflussten, wurden ihre Untersuchungen in Uganda und Baltimore zu einer der einflussreichsten systematischen Forschungen der modernen Entwicklungspsychologie. Es lag nahe, zunächst genauso zu beginnen. Dabei halfen uns auch ihre Schülerinnen Mary Main und Inge Bretherton, denen wir ebenso wie Mary Ainsworth selbst großen Dank schulden für ihre beständige, wohlwollende, tatkräftige, hilfreiche und ermutigende Unterstützung. Wir haben die grundlegenden Untersuchungen von Mary Ainsworth in einem Sammelband auf Deutsch herausgegeben (Grossmann, K. E. & Grossmann, K., 2003).

Zunächst waren wir skeptisch, ob stundenlange Beobachtungen von Müttern mit ihren Säuglingen auch in durchschnittlichen deutschen Familien möglich wären, da die meisten Familien das Baby in den sehr privaten Räumen Schlafzimmer, Bad und Küche versorgten. So begann Karin eine Voruntersuchung mit sechs Müttern und ihren Säuglingen. Diese Familien waren so offen, zugänglich und freundlich, dass uns die Erfahrungen mit ihnen Mut zu weiterer Forschung dieser Art machten. Die Voruntersuchung öffnete uns aber auch die Augen für die Lebendigkeit und damit Unvorhersagbarkeit einer Erforschung des Erlebens von Säuglingen in ihren Familien, auf das wir uns einzulassen im Begriff waren. Wir danken diesen Familien herzlich.

Zwischen 1970 und 1980 war es auf den Entbindungsstationen üblich, die Neugeborenen von den Müttern zu trennen und in getrennten Säuglingszimmern unterzubringen. Neue wissenschaftliche Erkenntnisse favorisierten, dass sie zusammenblieben, um „bonding" zu ermöglichen (Klaus & Kennell, 1976). Das wollten wir überprüfen.

Dazu war es notwendig, die damalige Routine einer Wochenstation entsprechend einem wissenschaftlichen Forschungsplan ändern zu dürfen. Was das an Vorarbeit und Engagement bedeutete, hatten wir uns nicht vorstellen können. Ohne das Engagement des damaligen Chefarztes des St.-Franziskus-Krankenhauses in Bielefeld, Dr. Philipp Lachenicht, wäre das undenkbar gewesen. Seine beständige Unterstützung, die er uns bei jeder Begegnung auf den Fluren des Krankenhauses entgegenbrachte und die sich allmählich auf die meisten Schwestern übertrug, bleibt uns in dankbarer Erinnerung. Die Hebammen waren uns eine besondere Hilfe dabei, die Eltern der zunächst 51 Kinder unserer Bielefelder Untersuchung zur Mitarbeit zu gewinnen. Viele Eltern willigten ein, noch ehe das Kind geboren war. Ihnen gebührt unser uneingeschränkter und bewundernder Dank dafür, dass sie sich so lange von unserem Forschungsteam befragen und beobachten ließen. Das gilt ebenso für die 51 Regensburger Eltern, die wir um ihre Teilnahme baten, als die Kinder knapp ein Jahr alt waren.

Wir konnten damals noch nicht abschätzen, ob wir eine bindungspsychologische Langzeituntersuchung durchführen konnten und ob wir die dafür erforderlichen Forschungsgelder bekommen würden. Dies war anfangs besser gelungen als im weiteren Verlauf, als wir unsere anonymen Gutachter nicht immer von unseren ethologischen und diskursiven Forschungsmethoden überzeugen konnten. Zu Beginn war es die Stiftung Volkswagen, die unser Projekt 5 Jahre lang finanzierte. Zahlreiche Forschungsanträge an die Deutsche Forschungsgemeinschaft zur Weiterführung der Untersuchungen in Bielefeld und zur Durchführung der zweiten und mehrerer kleinerer Untersuchungen in Regensburg sowie kultur-vergleichender Forschungen in Japan und auf den Trobriand-Inseln, Papua-Neuguinea, wurden ebenfalls bewilligt. Schwierig wurde es immer dann, wenn wir neues Terrain betraten: das erste Mal, als wir Forschungsgelder für lebensnahe „unkontrollierbare" Beobachtungen von Mutter-Kind-Interaktionen zu Hause beantragten, statt uns auf kontrollierbare Tests und Fragebögen zu beschränken; das zweite Mal, als wir „als Laien" auch nicht-intrusive physiologische Untersuchungen durchführen wollten (Veränderungen der Herzschlagfrequenz und den Kortisolanstieg). Wir sollten, um methodischen Ansprüchen zu genügen, einjährige Kinder allen Ernstes festschnallen

(„arretieren, um motorische Artefakte auszuschließen"), obwohl wir sie rechnerisch kontrollieren konnten (Spangler & Grossmann, K. E. 1993). Beim dritten Mal – als wir innere Modelle über Bindung („Bindungsrepräsentationen") und Partnerschaft („Partnerschaftsrepräsentationen") erfassen wollten – blieb eine Bewilligung aus, weil wir uns nicht an gängige Sprachanalysen hielten. Die späteren Untersuchungen wären deshalb ohne die großzügige Unterstützung der Köhler-Stiftung von Dr. Lotte Köhler, München, unvollendet geblieben. Erst durch die Fortführung ins junge Erwachsenenalter, oft mit neuen, zwar bindungstheoretisch fundierten, aber damals noch empirisch ungeprüften Methoden, konnte das Bild entstehen, das wir in diesem Buch darstellen. Das suchende Forschen hat Lotte Köhler uns ermöglicht, wofür wir ihr sehr dankbar sind.

Beim Schreiben des Buches haben wir uns als Leser all jene vorgestellt, die mit Kindern und Beziehungen zwischen einander vertrauten Menschen sowie mit ihren Problemen zu tun haben, in Beratungsstellen, Institutionen, in der Forschung oder als wissensdurstige Eltern. Wir hoffen natürlich, auch diejenigen Psychologen zu erreichen, die nur in der Enge des experimentellen Paradigmas gefangen sind, um ihnen zu zeigen, wie lebensnah psychologische Forschung sein kann.

Die Ergebnisse haben wir in anschaulichen Beschreibungen, aber auch in technischer Sprache, in Tabellen und Graphiken über die Zusammenhänge und mit vielen Literaturhinweisen dargestellt, um keine „Schwarz-Weiß-Malerei" zu betreiben und uns an wissenschaftliche Standards zu halten. Trotzdem hoffen wir, dass im Kopf des Lesers ein klares Bild entsteht. Jeder gefundene Zusammenhang muss im Ganzen und als Wahrscheinlichkeit gesehen werden, der nicht immer für jeden einzelnen Fall zutreffen muss.

Unser Dank gilt – neben den beteiligten Familien – unseren Lehrern, finanziellen Unterstützern und Helfern, besonders auch unseren vielen Studenten, Diplomanden und Doktoranden. Sie haben viele Daten gesammelt, umfangreiche Auswertungen von videografierten Beobachtungen und schriftlich festgehaltenen Gesprächen durchgeführt und all das analysiert. Im Rahmen unserer Langzeit- und kürzeren Untersuchungen sind in 30 Jahren über 200 Diplomarbeiten und 25 Dissertationen am Lehrstuhl für Entwicklungspsychologie der Universität Regensburg entstanden. Unser besonderer Dank gebührt auch denjenigen unserer Doktoranden, die unter finanziell eingeschränkten Bedingungen weite Fahrten unternommen haben, um möglichst viele Jugendliche und junge Erwachsene in ganz Deutschland wiederzufinden. Trotz großer Anstrengung, oft langer Geduldsproben und mancher Irrwege herrschten überwiegend Zuversicht und eine gute Atmosphäre unter allen Beteiligten. Etliches

ist gescheitert, aber vieles auch gelungen. Das Gelungene ist im vorliegenden Buch dargestellt. Die erfolglosen Versuche haben jedoch oft erst den Erfolg ermöglicht, weil man vorher meist nicht genau wissen kann, worauf es bei der Analyse von Zusammenhängen ankommt!

Ein besonderer Glücksfall für das vorliegende Buch war die Mitarbeit von Sue Kellinghaus, die ihr Zeichentalent im Dienst unserer Bindungsforschung weiterentwickelt und alle Bilder dieses Buches gezeichnet hat. Sie machen vieles anschaulich. Eine solche Zusammenarbeit mit jungen, klugen und engagierten Studierenden und werdenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ist eine besondere Gnade, die selbst das eigene Altern erfreulich macht.

Die Zentrale nahezu allen Geschehens war Margit Frimberger, unsere Sekretärin am damaligen Lehrstuhl. Ohne ihren Überblick über die vielen Forschungsanträge, ihre kundige Verwaltung der Konten, die umfangreiche Korrespondenz mit Forschungskollegen und den zahlreichen Interessenten an unserer Forschung und besonders ohne ihre Niederschrift zahlreicher Versionen des Buchmanuskripts und die Verwaltung der umfangreichen Literatur des vorliegenden Buches hätten wir unser Ziel kaum erreicht. Es war eine Freude, mit ihr zu arbeiten, und eine Quelle der Sicherheit, sich immer auf sie verlassen zu können.

Wir danken auch – und nicht zuletzt – unseren eigenen Kindern, die während ihrer Kindheit Eltern ausgehalten haben, die auch noch Arbeitskollegen waren. Das brachte die Notwendigkeit langfristiger Planungen, oft Verspätungen, häufiges geistiges „Abwandern“ – auch am Familientisch – in fachliche Gespräche, „heimliches“ Verschwinden an die Uni, auch an manchen Samstag, und viel berufsbedingte Abwesenheit mit sich. Sie haben es meist wohlwollend oder, nachträglich, mit Humor hingenommen.

Der Aufbau des Buches in seinen Teilen folgt dem Alter der untersuchten Kinder, wobei in Teil I die theoretischen Grundlagen gelegt werden und Teil X eine Art bewertende Rückschau darstellt. Innerhalb jedes Teils werden zunächst ausgewählte Entwicklungsschritte und -aufgaben in dem jeweiligen Altersabschnitt beschrieben, um an die allgemeine Entwicklungspsychologie anzuknüpfen. In jedem Alter sind Bindungsgefühle und Bindungsverhalten eng mit der gesamten Entwicklung verbunden, mit der Entwicklung von Denken, Planen, Wollen, der Entwicklung der Selbständigkeit, der Selbstkontrolle und der sozialen Fähigkeiten. Das Forschen im Rahmen der Bindungstheorie hat uns viel Freude bereitet.

ZU DIESER AUFLAGE

Die Bindungstheorie hat sich etabliert. Sie zeigt, was Eltern ihren Kindern geben können und was Kinder brauchen, um psychische Sicherheit in ihrem Leben zu erlangen und aufrechtzuerhalten – einem Leben, das voller komplexer Anforderungen und in dem manches unvereinbar sein wird. John Bowlby hatte die Bindungstheorie für seine klinisch-therapeutischen Kollegen als theoretisches Gerüst entworfen. Sie wurde jedoch zuerst von Entwicklungspsychologen als eine Theorie der seelischen Entwicklung angenommen, die mit ihren Forschungsmitteln überprüfbar war. Auf den entwicklungspsychologischen Forschungsergebnissen basierend hat sie Eingang in die klinische Psychologie und in schulenunabhängige Therapien gefunden. Sie dient dort als immer besser etablierte Grundlage für nachhaltige Interventionen. Sie hat in der Entwicklungs-, der klinischen Psychologie und in der Psychobiologie zu einer außerordentlichen Forschungsaktivität geführt, entsprechend Bowlbys Wunsch nach wissenschaftlicher Überprüfung und Fundierung alter Fragen über die Bedingungen für eine seelisch gesunde menschliche Entwicklung. Ebenso kann sie Fragen beantworten, welche Bedingungen eine gesunde Entwicklung beeinträchtigen.

Den enormen internationalen Zuwachs an neuen empirischen Forschungsergebnissen belegt die 2. Auflage des *Handbook of Attachment: Theory, Research and Clinical Applications* (Cassidy & Shaver, 2008). In Deutschland zeigen die von Karl Heinz Brisch und Theodor Hellbrügge (seit 2011 nur noch von Brisch) beim Verlag Klett-Cotta herausgegebenen Bände zu den Münchner Bindungskonferenzen und z. B. auch der Sammelband von Bernhard Strauß (2008) die große Bedeutung bindungspsychologischer Erkenntnisse für die klinische Pra-

xis. Langzeituntersuchungen wurden weitergeführt und neue, auch im Erwachsenenalter, wurden begonnen. Verfeinerte Methoden der Erfassung von Bindungsqualitäten und neue Methoden in der Datenanalyse haben Forschungsprojekte auch in angewandten Bereichen ermöglicht: bezüglich Tagesbetreuung, Adoption und Langzeitpflege, zu den Folgen einer Scheidung der Eltern und hinsichtlich einer Kindeswohlgefährdung. Die Anwendungsbereiche erstrecken sich inzwischen „von der Wiege", der Neonatologie (Brisch & Hellbrügge, 2007), „bis zur Bahre", der Palliativmedizin (Petersen & Köhler, 2005, 2006), wie John Bowlby es sich vorstellte (Bowlby, 1979 a/2001, S. 160).

In der vorliegenden Neuauflage wurden viele Quellen, die in der 2004 erschienenen Erstauflage angegeben waren, durch neue Veröffentlichungen ersetzt. Es hat uns erstaunt, wie gut die neuen Forschungsergebnisse in das Grundkonzept der Bindungstheorie passten. Besonderes Gewicht haben die Bedingungen und Folgen desorganisierter Bindungsunsicherheit erhalten. Der Zuwachs ist beeindruckend, den es im genaueren und differenzierteren Wissen für die klinische Praxis (Strauß, 2008; Steele & Steele, 2008 a), für die erzieherische Arbeit in der Frühpädagogik (Ahnert, 2010; Becker-Stoll & Textor, 2007; Suess & Burat-Hiemer, 2009), für die Erziehungsberatung (Sunderland, 2007) und in der Bindungspsychologie Erwachsener (z. B. Mikulincer & Shaver, 2007; Rholes & Simpson, 2004) gegeben hat. Neurophysiologische Untersuchungen haben unser Wissen über genetische Einflüsse revolutioniert. Man erkannte über Artengrenzen hinweg, dass die epigenetische Genexpression (die von der Umwelt beeinflusste ausgeführte oder behinderte Aktivität der Gene) entscheidend von der Qualität der Fürsorge abhängt. Eine angemessene bemutternde Fürsorge kann eine Disposition zu Überreaktionen auf Stress verhindern, aber ebenso kann mangelnde Fürsorge eine Disposition zu ausgeglichenen Reaktionen auf Stress in Überreaktionen verwandeln (Spangler, 2011; Suomi, 2003).

Wir haben uns weiterhin auf die Entwicklung und Erscheinungsformen psychischer Sicherheit konzentriert. Was sind Kennzeichen – in Interaktionen und in Dialogen – für gegenseitige Wertschätzung, für liebevolle Fürsorge, für eine Unterstützung des Schwächeren oder weniger Kundigen und für die Hilfsbereitschaft bei Überforderung? Wir haben dies für jede Altersgruppe beschrieben, für das Säuglings- und Kleinkindalter, das Schul- und Jugendalter, das Erwachsenenalter bis zum höheren Alter. Psychische Unsicherheiten waren in den von uns untersuchten Nicht-Risiko-Gruppen durch Einschränkungen und Störungen möglicher Entfaltung, Einschränkungen in der seelischen Gesundheit und durch Verzerrungen in den Interaktionen in engen sozialen Beziehungen

gekennzeichnet. Für bindungsunsichere Entwicklungswege beschrieb John Bowlby die Folgen so: „Wenn die Sehnsucht nach Liebe und Zuneigung verschlossen ist, bleibt sie unzugänglich. Dann richtet sich Ärger auf die falschen Ziele, Angst tritt in unangemessenen Situationen auf, und Feindseligkeit wird von falscher Seite erwartet." (Bowlby, 1988d/2008, im Orig. S. 117). Das können wir auch auf der Basis unserer Ergebnisse in der Grundlagenforschung bestätigen.

Die Kenntnis einer unbeeinträchtigten Bindungsentwicklung kann Fachleuten in den helfenden Berufen als Bezugsrahmen dienen, um Einschränkungen in der psychischen Sicherheit in ihren vielen Erscheinungsformen zu erkennen. Mit dem Blick auf eine normale Entwicklung, die angemessenen sozialen Bedingungen und gesunde Bewältigungsmethoden wird eher deutlich, was in der Entwicklung zu psychischer Unsicherheit gefehlt hat. Mit Hilfe des Bezugsrahmens „psychische Sicherheit" können nicht nur genauer die Mängel und nachteiligen Einflüsse im Leben der belasteten Person erkannt werden, sondern auch, was im Verhalten und in der Vorstellung zu verändern ist, um den Einklang mit sich und den seinen zu verbessern. Diese Perspektive ist der „Gewinn" der Bindungstheorie für die klinische Arbeit.

Wie bereits bei der ersten Auflage gebührt vielen Helfern und Unterstützern unser Dank. Besonders intensiv und wiederum erfreulich und förderlich war, wie bereits bei der ersten Auflage, die Hilfe beim Schreiben und bei der Literatur von Margit Frimberger und stilistisch von Thomas Reichert.

Regensburg, im Juli 2011 *Dr. Karin Grossmann, Prof. Dr. Klaus E. Grossmann*

TEIL I

Historische, biologische und bindungs-psychologische Grundlagen

Die Fähigkeit des Menschen, Sprache und andere Symbole zu gebrauchen, sein Vermögen, Pläne und Modelle zu entwickeln, eine lang andauernde Zusammenarbeit und endlose Konflikte mit anderen einzugehen, dies macht den Menschen zu dem, was er ist. All diese Prozesse haben ihren Ursprung in den ersten drei Lebensjahren, und alle sind zudem von den ersten Lebenstagen an Teil der Organisation des Bindungsverhaltens (Bowlby, 1969/2006, S. 358 im Orig.).

KAPITEL I.1

Historische und evolutionsbiologische Wurzeln der Bindungsforschung

I.1.1 Bindung und Bindungstheorie

Bindung (attachment) ist die besondere Beziehung eines Kindes zu seinen Eltern oder Personen, die es beständig betreuen. Sie ist in den Emotionen verankert und verbindet das Individuum mit anderen, besonderen Personen über Raum und Zeit hinweg (Ainsworth, 1973). Die Bindungstheorie wurde von John Bowlby, einem englischen Psychoanalytiker, formuliert. Sie ist im ethologischen Denken der 1960er Jahre entstanden und verbindet klinisch-psychoanalytisches Wissen mit evolutionsbiologischem Denken. In der Bindungstheorie werden vier Betrachtungsebenen miteinander verbunden: eine phylogenetisch-ethologische, eine psychologische, eine ontogenetische und eine klinische. In jüngster Zeit sind durch die Neurowissenschaften und die Psychologie auch die Physiologie und die Epigenetik, d.h. die Beeinflussung der Gen-Expressionen durch Umweltereignisse, hinzugekommen (Spangler, Johann, Ronai & Zimmermann, 2009; Coan, 2008).

Evolutionsbiologisch besteht eine angeborene Bereitschaft des Menschen und damit die Notwendigkeit zur Bindung auf der Grundlage stammesgeschichtlicher Selektionsbedingungen. Ohne Schutz und Fürsorge kann bei sozial lebenden Säugetieren kein Junges überleben. Psychologisch, in der wirklichen Erfahrung jedes einzelnen Menschen, können die individuellen Qualitäten von Bindung des Kindes an seine Eltern im ersten Lebensjahr bereits sehr verschieden sein. Diese Unterschiede haben Folgen für das Individuum während des Lebenslaufs (Ontogenese). Die Bindungsforschung untersucht die Art individueller Verinnerlichung unterschiedlicher Bindungserfahrungen und ihre Auswirkungen auf die Organisation der Gefühle, des Verhaltens und der Ziele

einer Person. Die Verinnerlichung dessen, wie man sich als handelndes Individuum erlebt, entsteht primär aus dem Zusammensein mit den Bindungspersonen: den Eltern, Adoptiv- oder Pflegeeltern und anderen Personen, die dem Kind nahestehen.

Die evolutionsbiologisch andere Seite des Bedürfnisses eines Kindes nach Schutz und Fürsorge ist die meist unbewusste Kalkulation der Eltern, ob und wie viel sie in dieses Kind investieren wollen. Während ein junges Kind unmittelbare Reaktionen seiner Bindungsperson einfordert, sind die elterlichen Perspektiven eher langfristig auf ihre eigene reproduktive Fitness ausgerichtet, und sie müssen vielfältige Aufgaben in ihrem Leben und ihrer Familie berücksichtigen. Die Vernachlässigung eines „unpassenden" Kindes könnte dem Wohlergehen eines oder mehrerer anderer Kinder dienen. Mit dieser Kalkulation könnten sie die Anzahl ihrer Nachkommen in der übernächsten Generation erhöhen (George & Solomon, 2008; Simpson & Belsky, 2008; Trivers, 1974).

Historisch und allgemein ist von bindungstheoretischem Interesse, wie in verschiedenen Epochen, Kulturen und Gemeinschaften mit dem angeborenen Bindungsbedürfnis des Menschen umgegangen wird (Grossmann, K. E., 1995). Im Detail wissen wir darüber leider noch wenig, aber Schutz und Fürsorge wird Kindern in allen Kulturen gegeben, und kleine Kinder aller Kulturen flüchten bei Angst zu ihrer Bindungsperson (Grossmann, K. E. & Grossmann, K., 2005).

Die Bindungstheorie befasst sich also mit der emotionalen Entwicklung des Menschen, mit seinen lebensnotwendigen soziokulturellen Erfahrungen und vor allem mit den emotionalen Folgen, die sich aus unangemessenen Bindungserfahrungen ergeben können. Sie war von Bowlby primär als klinische Theorie geschaffen worden, um „die vielen Formen von emotionalen und Persönlichkeitsstörungen, einschließlich Angst, Wut, Depression und emotionale Entfremdung, die durch ungewollte Trennung und Verlust ausgelöst werden, zu erklären" (Bowlby, 1969/2006; 1973/2006, S. 57). Mittlerweile sind einige der Bedingungen erforscht worden, die zu Unterschieden in der Organisation der Gefühle und des Verhaltens führen, und man hat herausgefunden, welche Auswirkungen sie im Lebenslauf haben (Grossmann, Grossmann & Waters, 2005). Dies geschah zunächst, vorbereitet durch psychoanalytische Überzeugungen, im Rahmen einer verhaltensbiologischen Konzeption aus der Zeit der klassischen Ethologie (Bowlby, 1969/2006; Grossmann, Grossmann et al., 2003).

Die empirische Bindungsforschung überprüft Annahmen und Vorhersagen der Bindungstheorie über Unterschiede im sozial-emotionalen Verhalten zwischen Menschen über alle Altersstufen hinweg. Sie begann in den 1950er und 1960er Jahren mit grundlegenden Beobachtungen im Säuglings- und Kleinkind-

alter. Sie befasste sich zunächst mit der allgemeinen Bindungsentwicklung, mit unterschiedlichen Bindungsqualitäten, dem Einfluss der mütterlichen Feinfühligkeit, mit unterschiedlichen Bindungsqualitäten zu Mutter, Vater und anderen Bindungspersonen, mit Unterschieden bei Trennungs- und Wiedervereinigungsreaktionen von Säuglingen und mit Veränderungen in ihrem kommunikativen Ausdrucksverhalten. Darauf aufbauend und unter Berücksichtigung von Bowlbys Bindungstheorie als altersübergreifendem Paradigma wurden in den nachfolgenden Jahren zahlreiche Kinder und ihre Familien von verschiedenen Forschern längsschnittlich, von Geburt an bis zum 22. Lebensjahr, untersucht. Ergebnisse für spätere Altersstufen liegen inzwischen vor. Eltern, Geschwister und sogar Großeltern wurden wiederholt einbezogen. Darüber wird in den folgenden Kapiteln berichtet.

Bindungstheoretische Überlegungen im weitesten Sinne motivierten bereits Karl Philipp Moritz zum ersten psychologischen Roman der Weltgeschichte, der vor über 200 Jahren geschrieben wurde. Im autobiographischen Roman *Anton Reiser*, der von 1785 bis 1790 in vier Bänden veröffentlicht wurde, versucht Moritz zu erkunden, warum sein Leben so jammervoll verlief. Er suchte nach Erklärungen z. B. für die panische Angst, die ihn überkam, als ein früherer Logiskollege eines Tages verhaftet wurde. Er sah seine Angst als „eine natürliche Folge seines von Kindheit an unterdrückten Selbstgefühls …“ (Moritz, 1987, S. 185).

Eine wissenschaftlich-empirische Methode zur Überprüfung der anekdotischen individuellen Rückblicke als Grundlage für die Analyse tatsächlicher Zusammenhänge war aber damals nicht verfügbar, und wohl auch zur Hoch-Zeit der Psychoanalyse, über 150 Jahre später, noch nicht (Grossmann, K. E., 1995). Es wurden keine Prüfmethoden entwickelt und keine systematischen Untersuchungen durchgeführt.

I.1.2 Die kritische Rolle individueller Entwicklung in der Psychologie

Im Wien der 20er Jahre des letzten Jahrhunderts, in dem die Ideen Freuds bereits 20 Jahre lang diskutiert worden waren, arbeitete das Ehepaar Karl und Charlotte Bühler am Psychologischen Institut der Universität. Karl Bühler sah in der leider forschungsfeindlichen Doktrin der äußerst einflussreichen Psychoanalyse eine „Krise der Psychologie“ (Bühler, 1927). Andererseits hatte nach Ansicht von Charlotte Bühler und Hildegard Hetzer (1929) Wilhelm Wundt

den naturwissenschaftlichen Geist, von dem er dachte, er müsse sich an dem Weltbild der Physik orientieren, endgültig für die Psychologie erobert. Karl Bühler hatte ein Dilemma erkannt: Die Psychologie habe noch keinen eigenen Weg zwischen einem am Weltbild der Physik des 19. Jahrhunderts orientierten experimentellen Ansatz auf der Ebene von Variablen und einer „Psychologie des Verstehens" (Dilthey, 1957; Orig. 1894) gefunden. Auch heute noch plagt sie sich damit.

Charlotte Bühler und Hildegard Hetzer (1929) wiesen bereits damals auf eine Schwäche der Gesamtpsychologie hin – die auch heute noch besteht –, dass nämlich „… Leistung als Lebensbewältigung und somit das eigentliche Problem der menschlichen Handlung außerhalb ihres [der Psychologie] Rahmens fiel". Karl Bühlers theoretische Wendung weg von der Physik, aber auch weg von der wissenschaftsfeindlichen Psychoanalyse hin zur Biologie als „Mutterwissenschaft" bahnte sich damals an. Er hätte vielleicht also schon 1927 den Weg für eine Art Bindungstheorie ebnen können.

I.1.3 Die Bindungstheorie zwischen Psychoanalyse und Entwicklungspsychologie

Die Bindungstheorie entstand in den 40er und 50er Jahren des letzten Jahrhunderts in der Auseinandersetzung des englischen Psychiaters und Psychoanalytikers John Bowlby mit der Theorie der Psychoanalyse. Er arbeitete und forschte an der Tavistock-Klinik in London. Er integrierte die damals neue Beobachtungssystematik der Ethologie, die Erkenntnisse der Kontrolltheorie und der kognitiven Psychologie (Bowlby, 1991/2003). John Bowlby, der die Bindungstheorie und ihre wissenschaftlichen Grundlagen zunächst in öffentlichen Vorträgen bekanntmachte, wurde wegen seines empirischen Ansatzes von psychoanalytischen Kollegen angegriffen (Holmes, 2002). Sein Denken und seine Vorgehensweise zeigten sich erstmals in einer Untersuchung an 44 jugendlichen Dieben.

John Bowlby erkannte die unbedingte Notwendigkeit von empirischer Forschung. Die Bindungstheorie begann folglich als ein Versuch, die Ursprünge des Selbstwertgefühls in frühen und andauernden Bindungsbeziehungen von Personen zu sehen und dies so objektiv wie möglich zu untersuchen (Bowlby, 1988 e/2008). Die Bindungsforschung konnte sich so entwicklungspsychologisch und klinisch etablieren.

Eine empirische Umsetzung der Bindungstheorie im Kleinkindalter gelang in

den 1950er Jahren Mary Ainsworth in einer Felduntersuchung in Uganda (Ainsworth, 1967). Sie führte die besondere, individuelle Qualität der Bindung zwischen Mutter und Kind auf bestimmte qualitative Verhaltensreaktionen der Mütter auf kindliches Ausdrucksverhalten („Signale") zurück. Ihre Beobachtungskategorien legten die Grundlagen zu entsprechenden Beobachtungen in der häuslichen, „natürlichen" Umwelt von Säuglingen in Baltimore, USA (s. die übersetzten Beiträge von Mary D. Ainsworth in Grossmann, K. E. & Grossmann, K., 2003). Validiert wurden die Hausbeobachtungen durch eine standardisierte Beobachtungssituation, „Fremde Situation" genannt. Diese Laborsituation erfasste prospektiv am Ende des ersten Lebensjahres die gelernten Erwartungen des Krabbelkindes bezüglich der Zugänglichkeit der Mutter bei Leid, das durch Trennung herbeigeführt wurde. Die so beobachteten Verhaltensmuster wurden von Mary Ainsworth „Bindungsqualitäten" genannt und sehr detailliert beschrieben. Die Frage, ob die im Alter von einem Jahr beobachteten Bindungsqualitäten auch spätere Bindungsentwicklungen anbahnen oder gar vorhersagbar werden lassen konnten, blieb nachfolgenden Langzeituntersuchungen überlassen, über die wir in diesem Band berichten.

Die im Rahmen der Bindungstheorie behandelten Themen, vor allem die Frage, ob Kindheitserfahrungen mit den Bindungspersonen einen langfristigen Einfluss auf die Persönlichkeit eines Menschen haben, haben eine lange Tradition. Ihre feste Verankerung in der schöngeistigen, fachlichen und wissenschaftlichen Literatur zeigt ihre zentrale Bedeutung für Laien wie auch besonders für die Psychotherapie. Neue Antworten kommen auch von den Neurowissenschaften, wie z. B. von J. Bauer anschaulich dargestellt wurde (Bauer, 2002).

I.1.4 Bowlbys Lösung durch Ethologie und Kontrollsystemtheorie

Bowlby, ein profunder Kenner des Kinderelends im und nach dem Zweiten Weltkrieg (Bowlby, 1951/2010), der selbst als junger Schüler unter englischen Boarding Schools gelitten hatte (Holmes, 1993), wandte sich nach seiner psychoanalytischen Ausbildung der empirischen Wissenschaft zu: Freischwebende Nomenklatur und retrospektive Äußerungen von erwachsenen Patienten seien radikal durch prospektive Untersuchungen, also durch entwicklungspsychologisch orientierte Längsschnittforschung, abzulösen, um Erkenntnis von (Aber-) Glauben und Vorurteilen unterscheiden zu können. Die Methode der Wahl waren zunächst systematische Beobachtungen. René Spitz, Harry Harlow und andere hatten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Terrain vorberei-

tet (Grossmann, K. E., 1987; Blum, 2010). Die damals noch junge Verhaltensforschung, untrennbar mit den Namen Konrad Lorenz, Niko Tinbergen und Robert Hinde verbunden, bot schließlich den nötigen verhaltensbiologisch-ethologischen Bezugsrahmen (Bowlby, 1991a/2003).

Bowlby verband seine klinische Erfahrung mit Vorstellungen über eine Psychodynamik individueller Anpassung im Rahmen sogenannter Internaler Arbeitsmodelle. Positive, flexible und adaptive Internale Arbeitsmodelle zeichnen sich durch ein hohes Maß an Integrität zwischen inneren und äußeren Erfahrungen aus. Die Integration vor allem negativer Gefühle in eine zielkorrigierte, die Motive anderer berücksichtigende Orientierung ist durch Main, Kaplan und Cassidy (1985) zu einem Leitbild theoretischer Orientierung geworden (Sroufe, Egeland, Carlson & Collins, 2005 a). Die Entwicklung einer sicheren Organisation von Emotionen und Verhalten des Säuglings in Übereinstimmung mit seinen „wirklichen" Bindungserfahrungen wird durch dasjenige mütterliche Verhalten unterstützt, das Ainsworth als die mütterliche Feinfühligkeit gegenüber den Signalen des Säuglings konzipiert hat. Dies ist der Beginn der Entwicklung des Selbst und des Selbstvertrauens (Bowlby, 1979 c/2001). Der Psychoanalytiker Erik Erikson hatte auch gemäß neuesten Erkenntnissen ganz richtig postuliert, es könne dann kein Urvertrauen entstehen, wenn sich nicht zumindest eine Person zuverlässig und liebevoll um den Säugling kümmere (Erikson, 1957). Die Versagung der frühkindlichen Grundbedürfnisse nach Liebe, Schutz und Fürsorge bewirkt auch psychobiologisch eine Spannungszunahme, Unlust, Unsicherheit und physiologische Dysregulation (Bühler, 1959; Spangler et al., 2002).

Während die Psychoanalyse also zentrale Fragen bereitstellte, lieferte die Ethologie oder Verhaltensbiologie die Grundlagen zu ihrer Erforschung. Daraus ergaben sich Konsequenzen für die Methodologie, für die Erklärungsansätze der beteiligten Prozesse und Folgen, die die Bindungsforschung in mancherlei Hinsicht auch von traditionellen Forschungsansätzen der Psychologie unterscheidet. Zu nennen sind hier vor allem die Beobachtung des Ausdrucks von Gefühlen und des Verhaltens mit seinen Signalwirkungen, die prospektive entwicklungsorientierte Untersuchungsplanung und der systemische Ansatz. Durch Beobachtung ergibt sich die Möglichkeit zur objektiven Erfassung von Parametern individuellen Verhaltens bzw. von emotionalen Bewertungen in kommunikativen Prozessen. Vor allem in der frühen Kindheit kann man von einer weitgehenden Parallelität zwischen den inneren Vorgängen und dem Verhalten ausgehen, so dass sich die Analyse von Verhaltensweisen als ein Zugang zu den sich gleichzeitig vollziehenden geistigen Prozessen erweist. Durch Ver-

haltensbeobachtung können frühe Phasen in der Entwicklung objektiv beschrieben und die Bedingungen und Konsequenzen einer spezifischen Persönlichkeitsentwicklung in konkreten Situationen untersucht werden. Dabei wird das Kind nicht als Einzelwesen beobachtet, sondern im Zusammenspiel mit seiner Bindungsperson als natürliche Einheit.

An die Stelle von psychoanalytischen Begriffen über psychische Energie in Form von „Trieben" und ihrer Entladung tritt bei Bowlby das Konzept der Verhaltenssysteme und ihrer Steuerung oder Regulierung. Verhaltenssysteme werden durch spezifische Informationen gesteuert, die sowohl aus der Umwelt als auch aus dem Organismus selbst kommen können (vgl. auch Bischof, 1975). Dadurch ist die Grundlage für „zielkorrigiertes" Verhalten im Rahmen eines hierarchisch organisierten Regelsystems gegeben: Durch den Vergleich der Bedürfnislage des Organismus mit der gegebenen Situation (Sollwert/Istwert) erhält der Organismus Informationen über die Wirksamkeit seiner Aktionen auf die Umwelt und über den Einfluss der Umwelt auf den Organismus. Daraus folgen entsprechende „Anleitungen" zur weiteren Steuerung des Verhaltens (Bowlby, 1969/2006, Kap. 13), die zu Internalen Arbeitsmodellen bzw. zu Regelsystemen werden (Bretherton & Munholland, 2008). Es geht also in der Bindungstheorie nicht um mentale Zustände und um die Bewertung von Gefühlen allein („emotional appraisal"), sondern immer, quasi dialektisch, um ihr Zusammenspiel mit der Wirklichkeit („situational appraisal") (Bowlby, 1982). Innere Regeln zeigen sich dann am deutlichsten, wenn vom Individuum eine Anpassung an reale Gegebenheiten, die belastend sind, gefordert ist. In Bindungsbeziehungen ist das immer mit Gefühlen verbunden, weil die Emotionen im phylogenetischen Programm eines jeden Individuums verankert sind (Cosmides & Tooby, 2000; Buss, 2008). Ein Säugling muss sich zunächst an die individuellen Besonderheiten seiner Bindungspersonen anpassen. Er kann sich seine Bindungspersonen nicht auswählen. Seiner Natur nach wird er mit der Erwartung geboren, dass mindestens ein starker und kluger Erwachsener sich schützend, liebevoll, fürsorglich und kulturvermittelnd um ihn kümmert. Sind die Eltern jedoch nur eingeschränkt bereit, sich um diesen Säugling zu kümmern, hat das Neugeborene keine Wahl und muss sich dennoch an diese Eltern binden. Dieser Entwicklungsprozess führt dazu, dass der Säugling über die besondere Art und Weise des Verhaltens der Bindungspersonen besonders im Umgang mit ihnen allmählich Erwartungen ausbildet.

I.1.5 Die Bedeutung von Verhaltenssystemen

Verhaltenssysteme haben ihren Ursprung in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, in deren Verlauf sie einen bestimmten Überlebenswert gewonnen haben („evolutionary adaptedness"). Die Funktion des Bindungsverhaltens, welches die Nähe zur Mutter herstellt bzw. aufrechterhält, sieht Bowlby erstens in der Gewährleistung des *Schutzes* des Kindes vor Gefahren, die das Kind noch nicht kennt (s.a. Goldberg et al., 1999), und in der der Angst des Kindes vor Fremden und daher meist nicht verwandten Mitmenschen, die kein Interesse an einer Fürsorge für „fremde Gene" haben. Dies mag in der menschlichen Entwicklungsgeschichte jahrmillionenlang einen entscheidenden Überlebenswert gehabt haben. Die Anthropologin Sarah Blaffer Hrdy hält die Annahme, das kindliche Bindungsbedürfnis sorge für einen Überlebensvorteil, aufgrund ihrer vielen Untersuchungen an Primaten für zutreffend. Sie schreibt: „Die Aufrechterhaltung mütterlicher Zuwendung war einst für das Überleben eines Säuglings genauso wichtig wie die Luft zum Atmen, und daran hat sich bis heute wenig geändert" (Hrdy, 2000, S. 436). Zweitens hat das Kind darüber hinaus in der Gesellschaft seiner Familie die Möglichkeit, Tätigkeiten und Dinge zu erfahren, die es auf sein Überleben und seine Rolle in der Gemeinschaft vorbereiten. Vererbt sind hierbei nicht die Emotions- und Verhaltenssysteme selbst, sondern das Potential, bestimmte Verhaltenssysteme zu entwickeln, deren Wesen und Ausprägung sich ontogenetisch qualitativ unterschiedlich ausbilden können und erst so für bestimmte Realitäten adaptiv werden (Simpson & Belsky, 2008). Das genetische Programm muss also die Möglichkeit enthalten, für die Ausbildung eines Phänotyps, eines Individuums, verschiedene Wege gehen zu können. Das Individuum reagiert dann auf die besondere Qualität der Regulation von außen durch die Bindungsperson, die auf den Ausdruck seiner Emotionen reagiert.

Bindung beruht auf evolutionär gewordenen Vorgaben. Die umfassendste Vorgabe ist die Selektion der genetisch verankerten Strategien darüber, wie viele Nachkommen gezeugt werden und wie viel „Investitionen" sie nachgeburtlich seitens der Eltern („parental investment"; Trivers, 1972) und auch anderer Verwandter (inklusive „fitness"; Hamilton, 1964) erhalten. Die evolvierten Gegensätze sind die R-Strategie und die K-Strategie. Bei der R-Strategie wird die Anzahl der Nachkommen maximiert und die elterliche Investition minimiert. Dies hat eine äußerst geringe Überlebenschance eines einzelnen Nachkommen zur Folge, aber es überleben genug Individuen, um die Art zu erhalten. Säugetiere entwickelten eine K-Strategie der Fortpflanzung, bei der die Anzahl der Geburten begrenzt und die elterliche Investition maximiert wird. Bei der

K-Strategie hat jeder der wenigen Nachkommen wegen des genetischen Programms elterlicher Investition bessere Überlebenschancen. Bei Primaten einschließlich des Menschen entwickelt sich durch eine liebevolle, individuelle Bindung mit jedem einzelnen Kind und mit nur wenigen Kindern während der gesamten Jahre der physiologischen Unreife, also bis ins frühe Erwachsenenalter hinein, die Fähigkeit, adaptiv mit den Anforderungen ihrer Gruppe bzw. ihrer Mitmenschen und ihrer Kultur umzugehen. Dieses ist sicher das komplexeste aller offenen genetischen Programme, das in seinen Ausgestaltungen vollkommen auf Bindungen angewiesen ist (Polan & Hofer, 2008).

In der Entwicklungsgeschichte des Menschen, unter den Bedingungen des evolutionären Angepasstseins, brachte eine Frau im Durchschnitt etwa alle drei bis vier Jahre ein Kind zur Welt. Rein rechnerisch bekam sie also höchstens vier bis fünf Kinder, wenn sie mit 20 Jahren geschlechtsreif und mit 40 Jahren unfruchtbar wurde. Die besonderen Umstände während der Zeit des enormen Bevölkerungswachstums in Europa, als Kinder manchmal im Jahresabstand geboren wurden, gehören zu kulturell neuen Lebensbedingungen bei großem Nahrungsangebot, die sich von den evolutionären Lebensbedingungen weit entfernt haben. Es ist unmittelbar einsichtig, dass unter solchen, von der Anpassung an die ursprüngliche evolutionäre Umwelt abweichenden Lebensbedingungen (Bowlby, 1969/2006) die Qualität elterlicher Investition gelegentlich nachlässt und die Kinder dann darunter leiden müssen (Ariès, 1975; Badinter, 1984; DeMause, 1974; Grossmann, K. E., 1987, 1995). Wenn einer Mutter jedoch „Helfer am Nest“ (Hrdy, 2000) zur Verfügung stehen, kann ein Mangel elterlicher direkter Fürsorge ausgeglichen werden (Ahnert, 2010; Hrdy & Schmidt, 2010).

Das phylogenetische Erbe stattet den Säugling von Anfang an mit grundlegenden Bedürfnissen und mit kommunikativen Fähigkeiten wie Signalverhalten, Orientierungsfähigkeit und Erkenntnishunger aus (Gropnik, Kuhl & Meltzhoff, 2001). Diese und das mütterliche Fürsorgeverhaltenssystem sind „präadaptiv“ aneinander angepasst und bilden die Grundlage zur Ausbildung einer sozio-emotionalen Beziehung („affectionate systems“; Harlow & Harlow, 1971). Einige Erkenntnisse aus psychobiologischer Sicht werden im folgenden Kapitel dargestellt.